

## VI.

### Charthum und seine Bewohner.

Ein Beitrag zur Statistik und Völkerkunde Ost-Sudahn.

(Fortsetzung.)

---

Die Fleischbank Charthums befindet sich ein ziemliches Stück von der Stadt entfernt auf einer in der Steppe liegenden Ebene, und verbreitet nach allen Seiten hin den ekelhaften Geruch faulen Blutes und Fleisches. Hunde, Geier, Falken, Adler und Marabu's treiben sich zu jeder Tageszeit in ihrer Nähe herum, um die für sie abfallenden Eingeweide und Fleischstücke zu verzehren.

Trotz der auffallend niederen Preise des Fleisches im Sudahn <sup>1)</sup> ist der Eingeborene nicht reich genug, sich tagtäglich seinen Bedarf kaufen zu können; er hat nicht immer genug zur Bereitung der *Assida*. Die *Durrah* oder der *Dochen* sind eben so billig, als das Fleisch <sup>2)</sup>. Der Unterhalt des gemeinen Sudahneseu kostet so wenig, daß eine ziemlich zahlreiche Familie mit der Summe von 3 preussischen Thalern bequem einen Monat lang leben kann. Auf den Barken, welche lang dauernde Reisen machen, erhalten die Matrosen statt der Provisionen nur *Durrahkörner* und eine Sklavin, welche dieselben zu *Lufhme* oder *Assida* verarbeitet.

Der Sudahnese führt, wie alle Morgenländer, seine Speisen mit

---

<sup>1)</sup> Ein preussisches Pfund Schafffleisch kostet in Charthum 22 Para oder 1,1 Silbergroschen, ein Pfund Rindfleisch 0,7 Egr. und ein Pfund Kameelfleisch 0,5 Egr. Für ein Schaf bezahlt man 10—50 Egr., für ein Rind 100—400 Egr., für ein Kameel 120—500 Egr.

<sup>2)</sup> Ein *Ardehb* oder 2½ Wiener Meßen *Durrah* kostet in Charthum 12—18 Pfaster oder 24—36 Egr.

der Hand zum Munde, beobachtet hierbei aber nicht jene Zierlichkeit und Reinlichkeit, welche bei den Türken diese unanständige Eßweise erträglich macht. Er nimmt ein Stück Durrahfladen mit den drei ersten Fingern der rechten Hand, taucht damit in die vor ihm stehende Mulde, und führt mit dem als Löffel benutzten Fladen so viel von der Speise in den Mund, als er darin unterzubringen glaubt. Nach dem Essen, welches er so schnell als nur möglich beendigt, leckt er sich seine Finger unter lautem Schnalzen einzeln behaglich ab, dann wischt er sich Mund und Hand und bemüht sich, recht hörbar aufzustoßen. Durch diese Unsitte will er zugleich andeuten, daß es ihm vorzüglich geschmeckt hat. Das einzige Gericht, aus welchem gerade die Mahlzeit besteht, wird vor ihm auf die bloße Erde oder eine auf dieser ausgebreitete Strohmatten gesetzt; die ganze Eßgesellschaft hockt sich darum und verschlingt gierig die Speise bis auf den letzten Rest. Fleischstücke zerreißt er mit den Händen und beißt dann davon so große Bissen ab, als er mit einem Male zu kauen im Stande ist.

Nicht minder unanständig ist er beim Trinken der geistigen Getränke. Beide Geschlechter gehen in ihrer Hütte gewöhnlich bis auf einen Schurz um die Lenden nackt und wissen nicht, was Anstand heißt. Der Mann legt sich fast unbekleidet auf seinen Ankharehb und trinkt seine Meriesā mit solcher Begier, daß er nicht aufsteht, um den nothwendigen Bedürfnissen zu genügen. Das Gefühl der Scham kennt er nicht. Er trinkt, so lange er trinken kann, und bleibt schließlich beerauscht auf seinem Ankharehb liegen.

Die Meriesā oder eine geistigere Art desselben Getränks, Bībīl genannt, wird auch aus den Durrah oder Dochen bereitet und in Charthum in großer Menge verbraucht. Die Meriesā wird in eigenen Brauhäusern auf sehr verschiedene Weise gebraut. In Charthum weicht man die Durrah ein und läßt sie an einem feuchten Orte zwischen den miltchigten Blättern der *Asclepias procera* (arab. Uschār; عَشْر) zolllange Keime treiben. Wenn wir die Meriesā mit unserem Biere vergleichen, vertritt die Durrah die Gerste und der Nāschr den Hopfen. Nachdem die Durrah genügend gekieimt hat, nimmt man die Nāschrblätter weg und trocknet das Durrahmalz in der Sonne. Dann zerreibt man es auf der Muxhaka und bringt es mit einer hinreichenden Menge Was-

fer in großen irdenen Gefäßen über das Feuer. Gewöhnlich läßt man die Meriesä sechs bis acht Stunden lang kochen und dann langsam abkühlen. Wird zu dieser Flüssigkeit Hefe gesetzt, und sie der Gährung überlassen, so nennt man das daraus hervorgehende Getränk Meriesä; wird sie aber durch einen aus Palmenblattstreifen geflochtenen Trichter geseiht und zum zweiten Male zum Kochen gebracht, so entsteht dann der Bilbil, welcher durch hinzugesetzte Hefe in Gährung gebracht wird und nach wenig Stunden genossen werden kann. Man vertheilt ihn schließlich in große, fast kugelförmige Töpfe, Burahm (Plural von Burma), deren Inhalt dem von 6 bis 8 unserer Flaschen gleichkommt. Eine „Burma Bilbil“ kostet in Charthum zwei Piafter, aber trotz dieses niederen Preises beträgt der sich beim Brauen des Bilbils ergebende Gewinn 300 bis 400 Procent der Auslagen.

Der Bilbil schmeckt säuerlich, aber keineswegs unangenehm, ist beaufschend und wird in kleinen Quantitäten auch von Europäern gern genossen<sup>1)</sup>. Er vermehrt die in jenen Ländern die Gesundheit erhaltende Hautausdünstung, und soll nach Aussage meiner Diener, unter denen sich große Verehrer dieses sudahneseischen Nektars befanden, sehr nährend sein.

In manchen Dörfern Sudahns bereitet man noch ein drittes geistiges, uns Europäern ekelhaftes Getränk, die Būhṣā. Sie ist ein dünnflüssiger, mehlartiger, aus einem gerösteten und dann zerbrockten Durrahmehlkumpen und Wasser zusammengesetzter Brei, welcher in saure Gährung übergegangen ist und höchst widerlich schmeckt.

Bei der Armuth der innerafrikanischen Länder an fruchttragenden Bäumen kennt man im Sudahn nur zwei Getränke, welche aus Früchten entstanden sind. Das erste ist eine aus Datteln durch Gährung erhaltene Meriesä, das andere eine Limonade, welche man aus dem säuerlichen Mehle der Früchte des Affenbrodbaumes oder der Adansonia gewinnt. Beide sind wohlgeschmeckend.

Ein drittes limonadenähnliches, wohlgeschmeckendes und sehr erfrischendes Getränk erhalten die Sudahnesen durch einen Aufguß von Wasser über hart gebackene und noch besonders in der Sonne getrocknete dünne und sehr saure Durrah- oder Dochenfladen. Bei Wüsten-

<sup>1)</sup> Damit stimmt Burkhart überein, der den Bilbil mit einem etwas säuerlich gewordenen Champagner vergleicht (Nubia 218). G.

oder Steppenreisen ist dieses einfache Getränk das beste, welches ich kenne.

Zum Verschicken des Bilbils bestehen in Charthum eigene Kneipen, in denen man gewöhnlich auch öffentliche Mädchen antrifft. Die Reichen und Vornehmen Charthums benutzten vor Latief = Pascha's Regiment diese Einrichtung zum Mittel eines schändlichen Gewinns auf Rechnung eines empörenden Mißbrauchs der Sklaverei. Sie kauften sich mehrere hübsche Gallamädchen, räumten ihnen eine Tentha ein, verschafften ihnen Gelegenheit zum Ausschicken des Bilbils und zwangen sie, in diesen Kneipen als Freudenmädchen zu fungiren. Die Mädchen hatten die Verpflichtung, monatlich eine bestimmte Summe — selbst bis zu 200 Piaſtern — ihres schändlichen Gewinnes an ihre Herren abzuliefern, und diese betrachteten ihre Slavinnen als sehr einträgliche Erwerbquellen. Selbst der Khadi und die Ulema Charthums entblödeten sich nicht, auf diese Weise erst geraubte und dann verkaufte Mädchen gewaltsam zu Huren zu stempeln. Latief = Pascha ist diesem Unwesen mit furchtbarer Strenge entgegen getreten und hat es vermöge der in Aussicht gestellten Strafe von „tausend Peitschenhieben“ bald unterdrückt.

Nur wenige Sudanesen rauchen Tabak, dagegen kauen ihn Männer und Frauen ohne Ausnahme. Man wählt hierzu eine sehr starke Sorte und vermischt ihn vor dem Gebrauche noch mit Holzasche und Natron. Der Eingeborene erscheint fast nie ohne seine Prime, obgleich sein Aussehen dadurch nicht gerade gewinnt. Er drängt nämlich durch den zwischen die Zähne und die Lippen des Unterkiefers gepreßten Tabak die Lippe weit vor und saugt die durch Speichel angefeuchtete Prime langsam aus. Auf Reisen führen die Männer das zum pikanten Geschmack des Tabaks nöthige Natron in ihrer Brieftasche bei sich.

Eben so unentbehrlich, als der Tabak, ist ihnen die sich leicht in zarte Fasern zersplitternde Wurzel eines mir unbekannt gebliebenen Strauches, welche ihnen anstatt der Zahnbürste dient. Männer und Frauen benutzen dieses Instrument fortwährend und halten den Gebrauch der Zahnbürste oder die Reinigung ihrer blendend weißen Zähne für einen so hohen Genuß, daß sie sich denselben, um den sündigen Leib kräftigst zu kasteien, während des Fastmonats Ramadahn versagen.

Mit den Geräthschaften zur Bereitung des Essens und den dazu

gebräuchlichen Töpfen, Tellern, Mulden und Deckeln haben wir zugleich beinahe die ganze innere Einrichtung einer Tankha des ärmeren Sudahnesen kennen gelernt. Betrachten wir noch die Tankha selbst ein wenig genauer, ebenso den Viehstand und die Kinder der Eingeborenen, so kennen wir auch seinen ganzen Reichthum. Daß ich die Kinder zuletzt erwähne, darf nicht befremden; ich verfare dabei ganz nach sudahnesischen Ansichten; nach diesen stehen die Frauen und Kinder wenigstens den Hausthieren unbedingt nach.

Die Tankha des Eingeborenen ist ein von vier Lehmmauern umschlossener, überdachter, viereckiger Raum mit einer einzigen Oeffnung, der Thüre. Sie enthält im Innern eine aus zusammengefügt, dicht neben einander liegenden, geraden Stäben bestehende Scheidewand und eine ebenso gefertigte Thüre. Dieselbe schützt nun zwar nicht gegen Wind und Wetter oder Diebstahl, soll aber auch nicht dagegen schützen, denn gestohlen wird dem armen Sudahnesen aus dem einen sehr einfachen Grunde nichts, weil er nichts Werthvolles besitzt. Denken wir uns als Geräthschaften einer so ärmlichen Wohnung noch einige, zuweilen buntfarbige, geschmackvoll und künstlich gearbeitete Matten zum Daraufliegen und Liegen, ein Anfharehb, mehrere Glasflaschen und Teller aus schlechtem Steingut, manchmal bunt bemalte, halbkugelförmige Schüsseln (Sültähnē) aus demselben Materiale, einen eingemauerten Topf zum Räuchern der Genitalia (mit wohlriechenden, harzigen Hölzern, denen man körperstärkende Wirkungen zuschreibt), viele aus Palmenfasern und Palmenblattstreifen geflochtene Behänge, in denen man Holzsteller und gefüllte Schüsseln zum Schutz gegen die Termiten aufhängt, und andere Kleinigkeiten, so haben wir Alles, was die Hütte enthält. Kisten und Kasten zum Aufbewahren von Kleidungsstücken oder Baumwollenzengen kennt man nicht; der Sudahnese hängt das Wenige, was er davon besitzt, an die beschriebene Scheidewand im Innern der Tankha.

In einzelnen Häusern sieht man auch Waffenstücke der Eingeborenen. Die Waffen bestehen aus der Lanze (Härbā), einem ovalen Schilde von Antilopen- oder Krokodilhaut, dem erwähnten Dolchmesser (Sēfih) und einem langen zweischneidigen Schwerte (Seif). Letztes tragen die Vornehmen, Häuptlinge und Karawanenführer an einem Behänge am Vorderarm. Die Klängen, welche im Sudahn mit einer

eigenthümlichen Scheide und einem starken Kreuzgriff versehen werden, stammen aus einer der Waffenfabriken Solingens<sup>1)</sup>. Einzelne führen auch die Ebenholzkeulen der Neger des blauen Flusses als Waffen. Das Feueergewehr sieht man selten in ihren Händen und immer nur bei denen, welche weite Reisen gemacht haben und in mehr civilisirten Ländern mit dem Gebrauche desselben vertraut geworden sind.

Der Hof des Städtebewohners beherbergt von Hausthieren: einen Esel, einen wachsamem Hund, selten auch eine Katze, mehrere Ziegen und ein Volk Haushühner. Die Dörfler besitzen zahlreiche Heerden von Rindern, Ziegen und Schafen, einige Kameele und Zebu's oder Höckerstiere, mehrere Esel, Hunde und Hühner; die Nomaden haben zwar auch dieselben Thiere, aber in weit größerer Anzahl. Mehrere von diesen Hausthieren gehören eigenen Racen an.

Der Esel des Ost-Sudahn steht dem egyptischen in jeder Hinsicht nach. Er ist kleiner, schwächer, fauler und störrischer als dieser, dem Sudahneseu aber ein sehr theurer Gegenstand, obgleich er ihn oft halb verhungern oder sich selbst Futter suchen läßt. Um auf ihm zu reiten, legt sein Besitzer einen hölzernen Sattel ohne Gurte und Steigbügel auf seinen Rücken, nimmt statt des Zügels einen Hakenstock in die Hand, und bringt sein Reitthier durch ein besonderes Zungenschmalzen in Gang. Mit dem kurzen Stock, Affeie genannt, wird der Esel so gelenkt, daß ihn der Reiter jedesmal auf der der zu nehmenden Richtung entgegengesetzten Seite auf den Hals schlägt, worauf der Esel seinen Kopf wendet und nach Wunsch davon trabt. Am Sattel hängt eine kurze Koppel aus Palmfasern, mit welcher der Reiter nach beendetem Ritt die Beine des Esels so fesselt, daß derselbe, wenn er nach seiner Nahrung herumläuft, nur kleine Sprünge machen kann. Auf ähnliche Weise werden in der Steppe Nachts die Kameele gekoppelt.

Der Hund des Sudahneseu ist gewöhnlich ein sehr schönes Thier von edler Race. Besonders besitzen die Nomaden ausgezeichnet schöne Windspiele, welche die Gazelle jagen und fangen. Die Thiere sind fein gebauet und haben seidenweiches, gelbliches Haar. Sie werden von

<sup>1)</sup> Von allen neueren Reisenden (Ballme 184; Burckhardt 303) wird einstimmig berichtet, daß diese graden, nach Art der mittelalterlichen verfertigten Schwertklingen aus Deutschland und besonders aus Solingen kommen. G.

den Arabern hoch geschätzt und theuer bezahlt <sup>1)</sup>. Ihre Wachsamkeit, Treue, Anhänglichkeit und ihr Muth sind gleich groß, und verdienen die ihnen von den Eingeborenen gezollte Werthschätzung.

Die sudahneseische Ziege ist ein kleines, feines und milchreiches Thierchen <sup>2)</sup>. Sie klettert geschickt auf den schiefstehenden Bäumen in den Wäldern herum, verlangt wenig oder gar keine Pflege und nährt sich von spärlich wachsenden Kräutern und grünen Baumblättern. Seit längerer Zeit hat man im Sudahn auch die Ziege der am weissen Flusse und in Takhele wohnenden Negerstämme eingebürgert, und schätzt diese allerliebsten, kaum mehr als anderthalb Fuß hohen Thierchen wegen ihrer schmucken Gestalt und ihres verhältnißmäßig reichen Ertrages sehr hoch. Der Sudahnese liebt überhaupt nur Thiere, welche wenig Pflege bedürfen und ihm keine Mühe verursachen.

Schafe und Rinder spielen im Haushalt des Dörflers im Sudahn eine untergeordnete Rolle. Erste gehören zu den in Egypten gewöhnlichen wollelosen, dafür aber behaarten Fettschwänzen <sup>3)</sup>, die letzten sind klein und wenig werthvoll. Dagegen ist der Zebu für die bewässerten Felder am blauen Flusse von großer Wichtigkeit; er ist es, der die Schöpfräder in Bewegung setzt. Der Zebu ist ein mächtiges schönes Thier, und wenn er nicht bei magerer Kost und harter Arbeit verkümmert, wohl das größte Rind, welches überhaupt existirt. Sein Fetthöcker schwillt bei guter und reichlicher Nahrung, wie bei dem Kameel, zu einer bedeutenden Größe an und sinkt bei harter Arbeit und wenig Futter zu einer kaum bemerkbaren Unebenheit des Rückens zusammen <sup>4)</sup>.

<sup>1)</sup> In Jemen muß nach altem Brauche und Recht Jeder, der einen Hund erschlägt, dessen Besitzer so viel Weizen zur Sühne geben, als erforderlich ist, den an der Ruthe aufgehängenen und mit der Schnauze den Boden berührenden Hund zu bedecken. Die Wuse ist bei dem geringen Fallwinkel des Getreides und dessen hohem Preise sehr schwer.

In der Gegend von Assuan erschoss ich einen wüthend auf mich eindringenden Hund. Der Besitzer desselben erschien und war ganz untröstlich. „Erschieße mich auch, nachdem du meinen Hund erschossen hast,“ rief er aus und schlug die Hände verzweiflungsvoll über dem Kopfe zusammen, „ich klage es Gott und mache ihn zu meinem Vertreter!“

<sup>2)</sup> Nuffegger II, 2. S. 34, 333.

<sup>3)</sup> Nuffegger II, 2. S. 33.

<sup>4)</sup> Das gewaltige Sudahnrind scheint durch ganz Süd-Nubien vom Beginn der Regenzone an verbreitet zu sein. Schon bei Chartum wird dasselbe zum Be-

B.

G.

G.

Die Hühner des Sudahn sind klein, aber fruchtbar; Tauben werden erst seit wenig Jahren im Sudahn, wie in Egypten, gehegt; anderweitiges Geflügel hält man nicht.

Die Kinder der Sudahnesen werden im höchsten Grade vernachlässigt und sind äußerst unreinlich gehaltene Geschöpfe. Bis zu dem Alter von 6 Jahren gehen beide Geschlechter nackt, dann bekleidet man die Knaben mit einem Paar kurzen Beinkleidern, die Mädchen mit dem Rahhad. Um diese Zeit schneidet man in die Haut ihrer Wangen, wie es die Nubier thun, mehrere neben einander laufende Wunden, deren Narben als besondere Verschönerung des Gesichts gelten. Diese Unsitte ist wahrscheinlich von Nubien heraufgekommen und nicht überall in Gebrauch <sup>1)</sup>. Da die Kinder beständig essen, so viel sie wollen, bekommen sie bald einen unförmlich dicken Unterleib und dieser nimmt erst mit dem Alter von 10 Jahren seine natürliche Gestalt an. Es ist bei ihnen, wie bei jungen Hunden, welche als Säuglinge ebenfalls ungestaltet und dick sind. Nur selten lernt ein Knabe lesen und schreiben. Er wächst, wie seine Eltern, in Unwissenheit und Unsittlichkeit auf und wird erst durch den Hunger angetrieben, irgend ein Gewerbe zu ergreifen.

Ich habe versucht, in Vorstehendem ein allgemeines Bild des Sudahnesen zu zeichnen, ohne die verschiedenen Stämme und Völkerschaften, aus denen die Eingeborenen der „vereinigten Königreiche des Landes Sudahn“ bestehen, besonders zu berücksichtigen. Da wir aber Charthum als den Mittelpunkt dieser Länder betrachtet haben, können wir auch einige Blicke auf die letzten werfen. Ich werde hierbei nur das hervorheben, was ihnen eigenthümlich ist.

Daß der das Dorf bewohnende Sudahnese in Charakter und Sitte nicht wesentlich von dem Bewohner Charthums abweicht, ist erklärlich. Seine Wohnung ist aber eine ganz andere: es ist der schon

---

tiebe der Schöpfträder benutzt (Mussogger II, 2. S. 16). In Kordofan ist es das gewöhnliche Wirtschaftsvieh (II, 2. S. 135, 332). Sein fleischiger Höcker gilt für einen besonderen Leckerbissen. G.

<sup>1)</sup> Das Einschnneiden des Gesichts ist eine durch ganz Central-Afrika bei den Muschamedanern und Heiden übliche Sitte. Da die Zahl und Lage der Einschnitte bei den einzelnen Völkern verschieden ist, so dient die Sitte dazu, daß sich die Völkern unter einander erkennen können (Laird und Oldfield I, 320; II, 325; Werne, Expedition zur Entdeckung der Quellen des weißen Nils. Berlin 1848. S. 201). G.



mehrfach erwähnte Tokhul, die uralte Wohnung der innerafrikanischen Völker.

Der Tokhul ist eine kreisrunde Strohhütte mit konischem Dach. Die festeren Theile der Wand und des Daches sind Mimosenstäbe, die Umkleidung der Hütte ist Durras-, Dochen- oder Steppengrasstroh<sup>1)</sup>. So schnell eine solche Hütte vom Feuer verzehrt wird, eben so schnell kann sie wieder erbaut werden. Alle erwachsenen Männer eines Dorfes vereinigen sich bei Gründung eines Tokhuls, dem Erbauer behülflich zu sein. Einige gehen in den Mimosenwald und holen lange gerade Stangen herbei; andere rammen oben gegabelte Streben in gewissen Abschnitten eines vorgezeichneten Kreises senkrecht in die Erde und verbinden sie durch Reifen von langen biegsamen Weiden; wieder andere sind mit der Verfertigung des Kegeldaches beschäftigt. Zuerst bildet man aus 6 bis 8 schwachen, biegsamen und sehr langen Mimosen- oder anderen Baumästen einen dem Kreise mit den eingerammten Pfählen entsprechenden Reifen, bindet hieran acht dem Durchmesser des Kreises ungefähr gleich lange gerade und starke Stäbe — die Sparren — und vereinigt sie an den oberen Enden vermittelst Binden<sup>2)</sup>. Dann legt man in Entfernungen von je drei Fuß immer enger werdende Reifen auf, verbindet sie mit den Sparren zu einem möglichst haltbaren Ganzen und schiebt nach unten zu schwächere Sparren zwischen die ersten ein. So entsteht ein haltbares, ziemlich enges Gitterwerk, welches nach seiner Vollendung von mehreren Männern auf die feststehenden Streben gesetzt und mit diesen verbunden wird. Zum Schluß wird das Gebäude mit dichtem Stroh bekleidet.

Im Innern des Tokhuls, in das nur eine einzige sehr niedrige Thüre führt, herrscht stets ein magisches Dunkel; bei heftigem Winde gesellt sich unerträgliches Staub hinzu. Aber die Hütte ist wasserdichter, als die Tankha und bewährt sich in der Regenzeit. Vor der Thüre des Tokhuls befindet sich regelmäßig noch eine Nebuka<sup>3)</sup>, in welcher die Weiber Getreide mahlen und andere häusliche Verrichtungen besorgen. Arme Familien besitzen nur einen Tokhul, wohlhabendere erbauen sich mehrere und schließen ihr Besitzthum durch eine Serieba

<sup>1)</sup> Das letzte ist in seinen Halmen unserem Roggenstroh ähnlich. B.

<sup>2)</sup> Bänder und biegsame Zweige von Weiden. B.

<sup>3)</sup> S. hier S. 119. G.

von den übrigen Häusern ab. Die Serieba dient gleichzeitig auch zum Schutz gegen die Kameele, welche im Stande wären, den Torkul bis auf das feste Gerüst aufzufressen; sie nimmt in Gegenden, wo man nächtliche Raubanfälligkeiten wilder Thiere zu befürchten hat, an Stärke, Dichtigkeit und Höhe zu und bildet eine wirklich undurchdringliche Schutzmauer. Einige Türken erbauen die senkrechte Wand des Torkul von Lehm, das Dach bleibt aber immer dasselbe.

Ein Torkuldorf ist zur Verhütung von Feuersgefahr weitläufig gebaut und nimmt sich in der Ebene nicht besonders aus. Die Spitzen der einzelnen Hütten ragen, aus einiger Entfernung gesehen, wenig über den wogenden Graswald der Steppe empor; man muß nahe heranreiten, ehe man die in der unermesslichen Ebene verschwindenden Wohnungen sieht. Um so malerischer ist ein Torkuldorf im Urwalde. Unter jedem schattigen Baume steht eine Hütte; die blüthenreiche Mimose, die mächtige Adansonie, die „sich (durch ihre Dornen) schützende“ Harassi <sup>1)</sup> und der zum Baum gewordene Tabakstrauch überwölben mit ihrem Gezweig das bemooste, unregelmäßig abgeflachte Dach derselben. Unten am Stamme der freundlichen Bäume spielt die schwarze Jugend des Dorfs, oben in der Krone baut der kleine schwarze Storch Ost-Sudahn (die Ciconia Abdimii, Ehrenberg) <sup>2)</sup> seinen Horst, vertrauensvoll oft auch auf die Spitze des Torkuls selbst. Sein Vertrauen wird nicht getäuscht. Der Bewohner der Hütte freut sich über diese „Vögel des Segens“ (Thiubr el baraka) und schützt sie gegen fremde Störungen. Ohne ihre Nester giebt ein Dorf im Sudahn kein rechtes Bild; eher noch dürften die drei bis vier Straußeneier fehlen, welche oben an der Spitze angebracht sind.

Kleiner und weniger der Bedeutung einer Wohnung entsprechend sind die Hütten der nicht wandernden Hassanie. Sie liegen immer im dichtesten Urwalde und unterscheiden sich wesentlich von allen Wohnungen der Sudahneseu. Zwei Fuß über der Erde befindet sich ein wagrecht liegendes Gerüst von Stangen, welches auf senkrecht in die

<sup>1)</sup> Von „حَرَزٌ“ schützen, sich hüten.

B.

<sup>2)</sup> Rüppell und Ruffegger (Reisen II, 2. S. 145, 597) fanden diesen schwarzen Storch häufig in Kordofan und Süd-Nubien. Er heißt bei den Eingeborenen Abu Gulbsche.

G.

Erde eingeschlagenen Pfählen ruht. Auf diesem liegt der Boden des Häuschens: dicht an einander gefügte und zusammen wohl verbundene, nicht allzudünne gerade Stäbe. Diese Bauart hat den Vorzug, daß die Regengüsse unter dem Hause wegfließen können und dem Ungeziefer der dem Bewohner lästige Besuch der Hütte verwehrt wird. Der ganze Boden ist höchstens 10 Fuß lang, 4 bis 6 Fuß breit und wird von einer über Stangen gehängten, aus den hohen Stängeln des Steppengrases gefertigten Matte überdeckt; diese bildet zugleich die zwei Seitenwände der Hütte, an deren Pfahlgerüst sie befestigt wurde. Die Matten sind sehr schön gearbeitet: dicht an einander gereihete und gut verbundene Grassengel bilden ein vorzüglich haltbares und gutes Geflecht. Man macht sie stets breiter, als der Fußboden der Hütte ist, damit sie diesen vorn um zwei bis drei Fuß und hinten um einen Fuß überragen und als Sonnen- und Regendach dienen. Auch ist sie stark nach hinten geneigt, damit der Regen leichter abfließt. Das ganze Dach wird noch mit einem ungewöhnlich dicht und fest gewebten Stück Zeug aus Ziegenhaaren — Hahdjir <sup>1)</sup> — bedeckt, welches den Regen vollkommen ableitet und der Nässe undurchdringlich ist. Die Weiber der Nomaden verfertigen sich dieses Stück Zeug selbst. Schon kleine Mädchen arbeiten daran, das Material dazu zu sammeln und zum Weben vorzubereiten, denn der Hahdjir ist die Ausstattung, welche die Braut eines Hassanie oder anderen Nomaden ihrem Gatten zubringt. Die hintere Wand der Hütte wird, wie die Seitenwände, von einer Grassmatte gebildet und ist gewöhnlich mit vielen, nett gearbeiteten Schmucksachen und Zierrathen behängt, unter denen sich Kameelzäume durch saubere Arbeit auszeichnen. Sie sind künstlich aus Leder geflochten und mit schwarzen Straußensfedern oder kleinen Cypraea (cypraea moneta) herausgeputzt. Dann findet man wohl auch noch einen oder mehrere Rahhad oder Halschnüre von Fischknochen, Krokodil- und Pantherzähnen, Geierklauen u., oder aus dem Fell langhaariger Affen gefertigte Tabaksbeutel. Bei einem Schach der Hassanie sah ich einen Beutel aus dem Fell der prachtvollen Colobus quereza, eines eben so schönen, als seltenen, in Abyssinien lebenden Affen mit langen seiden-

<sup>1)</sup> حَجِيرٌ, Wurzel حَجَرٌ (wahrscheinlich weil derselbe Stoff oft auch zu Klebstückchen verwendet wird. B.

artigen silberweißen und sammtschwarzen Haaren. Der Mann konnte mir nicht sagen, woher der Beutel eigentlich stamme, wahrscheinlich war er von Abyssinien aus durch eine Hand in die andere gekommen. Wie die Beduinen, bergen die Hassanie alle ihre Habseligkeiten in Lederschläuchen mit nach Bedürfniß engerer und weiterer Deffnung.

Die leichte Wohnung des Hassanie würde dem wandernden Nomaden schon zu schwer sein. Seine Behausung ist das einfachste Zelt der Welt: der *Hahdjier*. Zwei Gabelstöcke, eine auf ihnen liegende Stange und mehrere kleine in die Erde gepflöckte Stäbe halten, tragen und richten ein großes, zweimal so langes als breites Haartuch, unter dem die ganze Familie schläft. Verschiedene Beutel zum Aufbewahren von Kleinigkeiten, Lederstücke zum Brodbacken, Waffen und Hirteninstrumente sind ihre Geräthschaften; Gold und Pretiosen besitzen sie nicht; ihr Reichthum sind ihre Heerden, ihr Wohnsitz ist die Steppe, ihr Herr der von ihnen erwählte Schach. So leben sie ihr einförmiges mühevolltes Leben durch, von einem Weideorte zum andern ziehend.

Ihre Sitten sind edler und reiner, als die der Sudahnesen. Die treuen Schilderungen der Bibel finden sich bei ihnen wieder Bild für Bild; nur geht leider der Nimbus verloren, in welchem dem Kinde der schafehütende Jakob oder die wasserschöpfende Rebekka vor der Seele steht. Noch heute kann man, wie sonst, den Hirten mit seinem Stabe oder seiner Lanze bei der Heerde stehen sehen; noch heute kommt, wie sonst, die Jungfrau mit dem in seiner Gestalt sich gleich gebliebenen alterthümlichen Gefäße zum Flusse, um Wasser zu schöpfen, und noch heute vielleicht schlägt sie ihre *Ferdah* in denselben Faltenwürfen um sich, wie einst die schöne *Rahel*; — aber nur in der Ferne sieht das Alles noch biblisch aus. Kommt man näher, dann zerfließt die Erscheinung aus den Zeiten der Patriarchen in Nebel. Der Buttergestank des Kleides, der ungeheure Schmutz desselben wirkt empfindlicher auf unser Inneres, als die wohlgehaltenen Sitten und Gebräuche der Erväter Abraham, Isak und Jakob es thun können. Die Phantasie kehrt bald in enge Grenzen zurück, trotzdem daß uns jener grauhaarige Alte fast mit denselben Worten zu seiner Hütte einladet, wie einst Abraham den wandernden Engel.

Die Nomaden sind durchgehends schöne und große Leute und nähren sich nur von der Jagd und Viehzucht; der Ackerbau ist ihnen ganz

fremd. Die eheliche Treue ihrer Frauen ist bekannt und wird selbst von den Arabern nach Verdienst und Würdigkeit belobt. Sie werden von ihren Männern sehr gut behandelt. Am Brunnen der Bahiuda traf ich das Lager einiger Hāuāīhr und fand, daß die Frauen ihre sehr schönen langen und seidenweichen Haare in anderer Weise flechten und salben, als es die Frauen der Barabra zu thun pflegen. Ich wünschte, ein Paar der fetttriefenden Locken zu besitzen. Allein da stieß ich auf Schwierigkeiten, welche ich gar nicht vermuthet hatte. Die Frauen aller Nomaden achten ihr Haar so hoch, daß schon seit alten Zeiten ein sonderbarer Gebrauch herrscht, um dasselbe zu schützen. Man legt nämlich bei Verheirathungen dem Ehemanne die Verbindlichkeit auf, den Verwandten seiner Gattin für jedes Haar, welches er ihr gewaltsam ausreißt, eine Kameelstute als Sühnopfer zu geben. Erst nach vielen Bitten und Geschenken ließ sich eine junge Frau bewegen, mir die Erlaubniß zu ertheilen, eine ihrer Locken abtrennen zu dürfen.

Alle Nomaden sind erstaunlich gastfrei. Ein jeder Fremdling wird von ihnen willkommen geheißen und mit Lebensmitteln wohl versorgt. Sehr oft bin ich durch ihre Grüße und Redensarten wirklich überrascht worden, weil sie wörtlich die der Bibel sind. Müde und matt, aber mehr noch dürstig kam ich zum Brunnen der Bahiuda. Zwei Araberinnen standen an ihm und schöpften Wasser. Die eine von ihnen war ein blühend schönes Weib und bewillkommte mich freundlich. Marhabahbak aaschra! (du sollst mir zehnmal willkommen sein) riefen sie mir Beide zu, als ich mich dem Brunnen näherte. Ich bat um Wasser, und wie einst Rebecka am Brunnen, so auch heute hier, schöpfte mir die Jüngere in einer Kürbischale frisches gutes Wasser und sagte: „Trinke, Herr, dann werden auch deine Kameele getränkt werden.“ Später kam unser Führer nach. Er war ein Verwandter der freundlichen Wasserspenderin und trat hinzu, sie zu grüßen. Mir kam auch hierbei 1. Moses XXIV, 2 in den Sinn. Beide reichten sich die Rechte, die Linke legte Jedes auf des Andern rechte Hüfte.

Um Einiges über den zahlreichen Stamm der Bakhara hier mitzuthellen, lasse ich mein Tagebuch sprechen.

Am 27. Januar (1851). Gegen Mittag kamen wir zu einem

ziemlich großen Lager der Bakhara-Araber <sup>1)</sup>. Sie waren erst gestern vom anderen Ufer des Flusses herübergelommen und hatten ihre Zelte unter den schattigen Mimosen eines Waldes am rechten Ufer (des blauen Flusses) aufgeschlagen. Bald hatten sich einige Männer eingefunden, welche die ausgestopften Vögel auf unserer Barke betrachteten. Zu ihnen gesellten sich andere, und in kurzer Zeit war wohl mehr, als die Hälfte aller Einwohner des Zeltorfes in unserer Nähe versammelt.

Die Weiber hatten sich mit Bernsteinchnüren, davon einzelne Stücke wohl einen Zoll im Durchmesser haben mochten <sup>2)</sup>, Korallen und Glasperlen Kopf, Hals, Arme und Haare gepuzt. Bei einzelnen waren starke Messingringe mit den Haaren verflochten, ja eine der Schönen trug als ganz besondere Zierde 12 bis 15 messingene Fingerhüte in denselben und warf zuweilen mit europäischer Gefallsucht den Kopf hin und her, um dadurch ein sehr nüchternes, prosaisches Zusammentreffen derselben zu bewirken, welches ihrem Ohre aber ganz vorzüglich wohl gefallen mochte. Mädchen und Frauen waren nur mit einem um die Hüften geschlagenen Tuche bekleidet; der übrige Körper war vollkommen unverhüllt. Sie waren alle sehr gut gewachsen und zeigten Zähne von vorzüglicher Reinheit und so großer Schönheit, daß sie gewiß manche Europäerin darum beneidet haben würde. Eben so schön waren die glühenden schwarzen Augen und bei den jugendlichen Gestalten der volle, aber wahrhaft plastisch geformte Busen <sup>3)</sup>. Die Sklavinnen und kleinen Mädchen trugen ein viereckiges, sehr kleines Tuch schürzenartig vor den Schamtheilen; die Knaben gingen völlig nackt.

<sup>1)</sup> Ueber die Bakhara-Araber s. Ruffegger II, 2. S. 135, 166—68 und 760 und Pallme S. 73—81. Der Name ist ein Wort von allgemeiner Bezeichnung und bedeutet so viel, wie Hirtenvolk, vom arabischen *بَقَرَة* (d. h. eigentlich Kuhhirt). G.

<sup>2)</sup> Ruffegger II, 2. S. 395 erwähnt auch, daß die großen Bernsteinkorallen im Jangon von höchstem Werth sind. Bei dem Bernsteinhandel an der baltischen Küste weiß man in den Hauptstapelplätzen desselben (Stolp, Danzig) sehr genau, welche Sorte Bernstein für diese Gegenden und welche wieder für den Senegal passend sind. Beide Sorten müssen in Farbe und Durchsichtigkeit verschieden gewählt werden. G.

<sup>3)</sup> Von dem Busen der Fassaniemädchen meint Ruffegger (II, 2. S. 52), daß derselbe häufig jedem Künstler als Ideal hingestellt werden könnte. G.

Ich zeigte ihnen zuerst Glasperlen. Sie gefielen, waren ihnen aber zu zerbrechlich. Dann brachte ich meinen Spiegel. Ein donnerähnliches Freudengeschrei war der erste Ausdruck des Vergnügens, sein Gesicht so herrlich wiedergestrahlt zu sehen. Zumal die Weiber, deren Gesichtszüge nicht hübsch, sondern sehr unregelmäßig waren, machte der Spiegel ganz besonders glücklich. Ich bekam ihn nicht eher wieder zurück, als bis Alle ihr Gesicht zu wiederholten Malen betrachtet hatten. Einige der Schönen hatten sich, wie das fast alle Tage zu geschehen pflegt, ihr Gesicht eben frisch mit Butter eingerieben; eine andere hatte der Butter noch fein gestoßene Curcuma-Wurzel beigemischt, wodurch ihr Gesicht eine senfgelbe Farbe angenommen hatte. Sie konnte nicht müde werden, den Spiegel immer von Neuem wieder zu gebrauchen, und betrachtete die gelbe Farbe vielleicht mit demselben Wohlgefallen, wie die schönen Landsmänninnen das durch die „Kunst“ hervorgerufene Roth ihrer Wangen.

Zuletzt brachte ich Kaup's Naturgeschichte herbei und zeigte ihnen die in diesem Werke dargestellten Thier- und Menschenabbildungen. Ein Beifallsgeheul belohnte mich, wenn ich das Bild eines ihnen bekannten Thieres aufgeschlagen hatte. Hierbei verdient bemerkt zu werden, daß sie jeden Holzschnitt sogleich erkannten und mir jedesmal ein sicheres Kennzeichen des gezeichneten Thieres anzugeben wußten. Sie unterschieden ähnliche Thiere sehr wohl von einander. Am meisten gefielen ihnen jedoch Menschenabbildungen. Das Bild eines Negers erweckte einen schallenden Humor in ihnen.

Als letzte, unterdrückte, aber nicht so sehr, als in Nordamerika, verachtete Klasse finden wir in Charthum den Neger. Er ist Slave der Vornehmen oder Soldat der Regierung. Das unglückliche Loos, als verkäufliche Waare betrachtet zu werden, trifft außer dem Neger zwar auch noch einzelne Völkerstämme Abyssiniens, als die Galla, Schoa, Makahle <sup>1)</sup>, Amhahra u. s. w., doch gelten als eigentliche Slaven (Aabihd, عَبِيدٌ) nur die verschiedenen Negerstämme aus Takhele, Dahr = Fuhr und andern, westlich oder südlich von Kor-

<sup>1)</sup> Makade ist der bei den Muhamedanern Nubiens allgemein übliche Name für die christlichen Abessinier (Ruffegger II, 2. S. 230, 454, 614), folglich sind auch die Bewohner Schoa's und die eigentlichen Amhahra's Makades. G.

dosahn gelegenen Ländern, als die Schilluk, Dinkha, Tuhelani, Dahr=Fuhri, Scheibuhei, Kihf, Nuëhr<sup>1)</sup> und andere. Die ersten werden unter dem Namen Haboschi in den Handel gebracht. Der Krieg mit ihnen heißt Khassua oder Kasswe (كاسو<sup>2)</sup>). Ich will auf die grausame Menschenjagd hier nicht eingehen und mich begnügen, den Neger in der Freiheit und in der Slaverie zu schildern.

Während meines Aufenthalts in Nord=Ost=Afrika bin ich mit den am blauen und weißen Flusse, in Takhela und Dahr=Fuhr wohnenden Negern befannt geworden. Unter ihnen sind die Bewohner Dahr=Fuhrs, Takhela's und des Gebirges Labi am oberen blauen Flusse die der kaukasischen Rasse in Bezug auf Geist und Körper am nächsten stehenden<sup>3)</sup>; die Bewohner am unteren weißen Flusse gleichen mehr den Thieren. Ihre Gestalt ist mager, ihre Arme und Beine sind ungewöhnlich und außer allem Verhältniß lang; wie bei den Affen tritt die Stirn zurück, der Schädel mit dem weit nach hinten liegenden Scheitel ist fast kegelförmig zugespitzt. Das beinahe bartlose Gesicht zeigt dicke, fleischige, stark aufgeworfene Lippen, eine breitgedrückte unförmliche Nase und etwas schief stehende Augen. Dummheit und Geistlosigkeit spricht aus allen Zügen. Die abschreckende Häßlichkeit des Gesichts wird noch durch die Unsitte, sich die Vorderzähne der Unterkiefer auszubrechen, vermehrt; der ganze Mensch ist widerlich. Sie, die Schilluk und Dinkha, sind es, welche wegen der Nähe ihrer Wohnsige an der Grenze der von den Türken unterjochten Länder am häufigsten gefangen und zu Slaven gemacht werden; sie sind aber auch die undraubarsten und böshaftesten Diener ihrer sie unterdrückt habenden Herren<sup>4)</sup>.

<sup>1)</sup> Die beiden am oberen Abiad wohnenden Volksstämme der Kihf und Nuëhr sind uns erst in neuerer Zeit durch Mehemed Ali's dritte Nilexpedition und die Berichte Arnauld's (Bull. de la Soc. de Géogr. de France. 1843. 2<sup>me</sup> Sér. XVIII, 87—95; XIX, 91) und Werne's (S. 163, 200—211, 427) darüber bekannt worden; später gab Knoblauch über sie Kunde. G.

<sup>2)</sup> Die Nazzia der Franzosen in Algier. G.

<sup>3)</sup> Die Schönheit der Körperbildung bei den Dar=Furauern rühmt auch Ruffegger, sowie daß dieselben deshalb und wegen ihrer geistigen Eigenschaften als Slaven sehr geschätzt werden (II, 2. S. 229). G.

<sup>4)</sup> S. das übereinstimmende Urtheil Ruffegger's (II, 2. S. 20, 54, 63). G.



Dennoch darf man sie nicht als Wilde betrachten. Sie treiben Ackerbau und Viehzucht, wohnen in zusammenhängenden Dörfern, verstehen das Eisen zu schmelzen und zu schmieden, sind geschickt Thon zu formen und zu brennen, und verfertigen nicht ganz kunstlos gearbeitete Waffen, Kleidungsstücke und Geräthschaften, werden hierin aber von den weiter südlich hausenden riesengroßen Nühr übertriffen. Die von ihnen angebauten Getreidearten sind Durrhah und Dochen; ihre Heerden bestehen aus Rindern, den schon erwähnten kleinen Ziegen und haaretragenden Schafen; ihre Hütten sind sorgfältig gearbeitete Torkhuls, ihre Waffen die Lanze, der Bogen, der Schild und die Keule.

Die Lanzen der Schilluk- und Dinkhaneger sind anderthalb Fuß lange, an einem schwachen, oft mit Eidechsen- und Schlangenhaut oder dünnen Eisenbändern umwickelten, biegsamen und elastischen Bambusrohre befestigte Eisen von der Form langgestreckter Radirmesser. Sie gebrauchen dieselbe als Wurf- oder Stosswaffe im Kriege oder Zweikampfe und sind eben so geschickt, die Lanze zu werfen, als sie mit einem kleinen Schilde aufzufangen. Ein in Charthum als Slave lebender Dinkha erlaubte mir, aus einer Entfernung von nur 15 Schritten eine sehr scharfe und spizige Lanze nach ihm zu schleudern und fing sie regelmäßig mit einem nur einen Fuß im Durchmesser haltenden Schilde auf. Die zweite, mehr für den Zweikampf berechnete Art der Lanzen ist eine vierseitige, sehr allmählig sich zuspizende Pyramide von Eisen und an den, in den Diagonalen sich gegenüberliegenden Ecken mit fürchterlichen Widerhaken besetzt.

Ihre Bogen und Pfeile sind ganz vortrefflich gearbeitet. Der Bogen ist ein ziemlich starkes, an beiden Seiten schwächer werdendes, mit schmalen Bändern biegsamen Eisens umwickeltes, kaum zu biegendes Bambusrohr mit einer Sehne aus Darmsaiten; die Pfeile sind glatte, schwache Rohrstäbe mit Eisenspitzen, welche oft mit gefährlichen Widerhaken versehen, noch öfter vergiftet und dann rettungslos tödtend sind. Zum Vergiften der Pfeile benutzen sie den Saft eines mir unbekanntes Baumes, keineswegs aber die Milch der *Asclepias procera*, wie fälschlich angegeben worden ist <sup>1)</sup>. Die Lanze wird von ihnen in

<sup>1)</sup> Nach Ruffegger II, 2. S. 183—184 ist es die Milch einer Euphorbie, die den Nubanegern zum Vergiften ihrer Wurflanzten dient. G.

einer Entfernung von 50 Schritt mit Sicherheit geworfen; mit den Pfeilen treffen sie das Ziel aus einer Entfernung von 80 Schritten.

Die Keule ist von verschiedener Form und Größe. Sie besteht entweder aus Ebenholz oder einer anderen festen und schweren Holzart. Oft ist sie nach Art der Morgensterne des Mittelalters mit vielen Holzspitzen versehen, zuweilen mit Eisenbändern umwunden, in anderen Fällen, wie die Ebenholzkeule, glatt und nach vorn zu wenig stärker, als am Handgriff.

In ihren Hütten findet man buntgefärbte Matten aus zierlich an einander gereiheten, sorgfältig mit einander verbundenen Strohhalmen; kleine, nur 6 Zoll hohe Stühlchen, aus einem Stücke geschnitten, Flechtarbeiten, welche unseren Seilern keine Schande machen würden, und ähnliche Geräthschaften. Im Flechten und Fadenspinnen übertreffen alle Neger die Sudahnesen an Gewandtheit und Geschick. Sie verfertigen Stricke und Schnuren, welche wirklich meisterhaft gearbeitet sind; noch künstlicher sind aus Baststricken geflochtene, unten neßförmig und am oberen Ende zu einem Stricke vereinigte Gehänge, in denen man Holzsteller und Schüsseln aufhängt, um sie gegen den zerstörenden Zahn der Termiten zu schützen. Man würdigt die Vortrefflichkeit ihrer Arbeiten erst, wenn man ihre erbärmlichen Arbeitsinstrumente kennt, hoch genug. Auch die von ihnen geformten und gebrannten Thongefäße werden von den Sudahnesen wegen ihrer Güte sehr geschätzt.

Wirklich monströs sind ihre Tabakspfeifen, welche zwar nicht die Friedenspfeifen der nordamerikanischen Wilden vertreten, diesen aber in mehr als einer Hinsicht entsprechen. Die Pfeife besteht aus drei Theilen: Kopf, Rohr und Mundstück. Der erste, aus gebranntem Thon gefertigt, ist von kolossaler Größe und entsprechender Schwere und steckt in einem ausgehöhlten starken Bambusrohre. An diesem ist das Mundstück aufgesetzt, ein kugelförmiger, ungefähr 4 Zoll im Durchmesser haltender Affenkürbis, welcher mit narfotischen Kräutern gefüllt wird; der ausgehöhlte Stiel des Kürbisses ist das eigentliche Mundstück. Beim Rauchen zieht der Rauch des Tabaks durch die befeuchteten narfotischen Kräuter des Mundstücks und wirkt nun berauschend auf den Raucher. Wahrscheinlich gebrauchen sie keine eigentliche Tabakart, sondern wohl eher irgend ein anderes Kraut zum Füllen des Riesenpfeifenkopfes; die von ihnen erhaltenen Tabakproben waren Bruchstücke fest gekneteter, Seitschr. f. allg. Erdkunde. Bd. VI.

zusammenhängender Kuchen aus grünen Blättern, deren Gestalt sich nicht mehr erkennen ließ. Der Rauchstoff soll sehr stark sein. Zum Anzünden ihrer Pfeife führen sie stets eiserne Feuerzangen bei sich. Man sieht die Dinkha und Schilluk auch in der Sklaverei mit wohlthätigem Behagen die Pfeife schmauchen. Ich handelte die Exemplare dieser Ungeheuer aller Pfeifen, welche ich mit nach Europa brachte, gewöhnlich von Negerinnen ein, obgleich sich auch diese nicht gern davon trennen wollten.

Von einer Kleidung der Neger kann eigentlich keine Rede sein. Die Männer gehen ohne Ausnahme nackt, rasiren sich aber häufig das Haupt und bedecken dieses dann mit einer sonderbaren, perückenartigen, rothgefärbten Mütze, an welcher die Haare durch dicke, ungefähr 2 Zoll lange Baumwollensäden nachgeahmt sind. Bei den Frauen und Mädchen deckt eine kleine Schürze aus Lederstreifen oder panzerringartig verbundenen Eisenblättchen die Hüfte. Als Zierrath lieben sie buntfarbige (vorzüglich blaue) Glasperlen über Alles. Beim Tauschhandel giebt der Neger gern einen Centner Elfenbein für eine Handvoll dieser elenden Waare hin. Bemerkenswerth ist es, daß alle Geräthschaften, Kleidungsstücke — wenn ich die beschriebene Mütze und Schürze so nennen darf, — Waffen u. s. w. der Neger roth gefärbt sind. Entweder lieben sie diese Farbe besonders, oder besitzen kein anderes Färbematerial, als den Röthel, womit sie ihre Kunstwerke bestreichen.

Die Schilluk und Dinkha sind unter sich Todfeinde und machen sich gegenseitig zu Sklaven oder schlagen den Einzelnen, der sich auf das Gebiet des anderen Stammes wagt, ohne Umstände todt<sup>1)</sup>. Sie sind nicht gerade gute Krieger, aber, wie auch schon aus ihrer Körpergestalt hervorgeht, treffliche Läufer. Man sieht sie bei ihren Kriegsexpeditionen immer einen leichten, aber sehr fördernden Trab laufen. Die Dinkha, welche das rechte Ufer des weißen Flusses bewohnen, plünderten und zerstörten in einem Zeitraum von 6 Jahren mehrere Dörfer<sup>2)</sup> in der Nähe der Stadt Sennaar, trieben das Vieh mit sich

<sup>1)</sup> Ruffegger II, 2. S. 55.

G.

<sup>2)</sup> Unter ihnen die drei großen Ortschaften Bärähbä, Abü = Dihu (Abdin Ruffegger II, 2. S. 509. G.) und das zur Zeit der Reise Ruffeggers noch in vollster Blüthe stehende Seröh (Serú oder Seró bei Ruffegger II, 2. S. 511 — 513. Der Ort war damals ein wichtiger Handelsplatz für den Verkehr von Sennaar mit Reseres. G.)

B.

hinweg und machten die bewältigten Einwohner zu Gefangenen. Die ganze Breite der Djesiera trennt diese Dörfer von ihren Niederlassungen, aber die Dinkha durchlaufen nach Versicherung der Sudahneseu die ganze, wenigstens 12 Meilen lange Strecke ohne Beschwerde in einem Tage und werden deshalb in den am oberen blauen Flusse zwischen Sennahr und Roseres gelegenen Dörfern sehr gefürchtet.

Ich habe über die Religion der Neger des weißen Flusses nur erfahren können, daß es nicht die mahammedanische ist <sup>1)</sup>. Die Sudahneseu und Araber nennen sie „Kassuhr“ <sup>2)</sup>, d. h. solche, welche die Grundsätze der mahammedanischen Religion oder die Wohlthaten Gottes ableugnen, bezüglich Heiden sind. Man sagt, daß ihre Religion nur dunkle und wirre Begriffe von einem guten und einem bösen Wesen habe, welche sie durch Götzenbilder versinnlichen. Mit der Handelsexpedition nach dem weißen Flusse gelangen gewöhnlich kleine, aus Holz geschnitzte Menschenbilder nach Charthum, welche fälschlich für Götzenbilder gehalten worden sind; es sind nur Bilder zur Erinnerung an verstorbene Kinder und von deren Eltern gefertigt. Ihre Todten begraben sie nicht, sondern werfen sie, den zahllosen Krokodilen zur Speise, in die Fluthen des weißen Flusses.

<sup>1)</sup> Ruffegger II, 2. S. 55.

③.

<sup>2)</sup> Kassuhr ist der verstümmelte Plural von <sup>س</sup>كَافِرٌ; eigentlich müßte es <sup>ك</sup>كَافِرُونَ heißen.

**A. G. Brehm.**

(Fortsetzung folgt.)

# ZOBODAT - [www.zobodat.at](http://www.zobodat.at)

Zoologisch-Botanische Datenbank/Zoological-Botanical Database

Digitale Literatur/Digital Literature

Zeitschrift/Journal: [Zeitschrift für allgemeine Erdkunde](#)

Jahr/Year: 1856

Band/Volume: [6](#)

Autor(en)/Author(s): Brehm Alfred Edmund

Artikel/Article: [Charthum und seine Bewohner 208-227](#)